Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1928

3 (4.1.1928) Die Mußestunde

Visual Library

diesen wirksamen Bekämpfer der Malaria in diese Länder einzuführen. Das Vorhaben ist, wie zu erwarten war, mißglückt. Nur in Spanien soll es gelungen sein, diesen Fisch anzusiedeln.

Was wir brauchen. Bei der letzten internationalen Erfinderausstellung in London hatte das Patentamt für die drei besten Vorschläge zu neuen Erfindungen unter der Devise „Was wir brauchen" gesetzt. Die drei preisgekrönten Vorschläge sind folgende: 1. Ein chemischer Prozeß zur Herstellung von feuerfestem Papier, das besonders für wichtige Dokumente, Papiergeld und Checks in Betracht kommt. Die Halbqualität und die Haltbarkeit des so hergestellten feuerfesten Papiers dürfen nicht geringer sein als bei anderen guten Papiersorten. 2. Ein Magazinhammer, der bei jedem Schlag aus einem Magazin einen neuen Nagel herabgibt, und diesen Nagel mit einem Schlag unter Benutzung nur einer Hand in den betreffenden Körper, z. B. Holz, hineintreibt. 3. Ein Saugapparat zur Reinigung der Gärten, Parks und öffentlichen Anlagen von Blättern, Papier und ähnlichem Unrat. Der Saugapparat muß zweckmäßig einen zum Aufsangbehälter, z. B. einem Müllwagen führenden Schlauch besitzen. Ein derartiger Apparat spart Zeit und Arbeitskräfte. Die unter Punkt 2 und 3 erwähnten Vorschläge sind ebenso wie der Vorschlag sicherlich genial gedacht, aber wie bei vielen Erfindungen der heutigen, alles mechanisierenden Technik geben auch diese Ideen auf die Ausschaltung menschlicher Arbeitskräfte hinaus. Was sollen denn schließlich die vielen menschlichen Hände noch tun, um das Leben der Menschen zu kristen. Die Mechanisierung wird bestimmt. Ist sie aber wirklich auch ein Segen für das dauernd an Zahl zunehmende Menschengeschlecht?

Literatur

Kulturelles Leben in Bochum. Gar zu leicht ist der Freunde geneigt, den rheinisch-westfälischen Industriebezirk mit seinem gewaltigen Schaffen von Kohle, Eisen und Stahl lediglich als Stätte der Arbeit zu betrachten, der eine verfeinerte Kultur mit allen ihren Lebensfreuden und schöngeistigen Erlebnissen fremd ist. Aber weit gefehlt! Ein markantes Beispiel dafür, daß dem nicht so ist, bildet die Kulturpolitik der im Mittelpunkt des Ruhrkohlenbezirks liegenden Stadt Bochum, deren kulturelles Leben im Heft 136 der Zeitschrift „Europa auf Reisen" einer anschaulichen Würdigung unterzogen wird. Wie immer, ist auch dieses Heft der Zeitschrift reich an interessanten Abhandlungen. Wir nennen die Artikel „Rundfunk und Bauwerk in Mittelbadenschland", „Oberstaufen und Allgäu", „Rückblick auf die Werkbundausstellung Die Wohnung in Stuttgart" und „Berliner Schaufenster", die sämtlich reich illustriert sind. Das Heft enthält über 70 Bilder. Besonders erwähnt sei das schöne stimmungsvolle Bild von der Bahnstrecke Göteborg—Boras auf dem Umschlag der Nummer. Preis des Einzelheftes 50 Pfg. Verlag Berlin W. 50, Passauerstraße

Das **Ekkhart-Jahrbuch 1928.** Kalender für das Badnerland, Jahrbuch des Landesvereins Badische Heimat E. V., herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. Verlag G. Braun, Karlsruhe. 4 RM. — Spät kommt er, doch er kommt, der Ekkhart. Er erscheint jetzt bereits im neunten Jahrgang, ein Freund vieler Badener geworden, der treu zur Heimat und ihrem innersten Wesen steht. Es ist für alle etwas enthalten im Ekkhart-Jahrbuch. Für Lustige eine neue Reihe badischer Schnurren und Anekdoten von Berner, H. E. Busse, F. Fischer, Fiedt, Glückstein, Herbster, Körber, Rung, Schenk und Stenz, dazu humorvolle Zeichnungen der Mannheimerin Zenta Ziser, für Besinnliche die Erzählung A. Schneiders von der „Frau Seelenruh" und das schöne Mahnwort H. Mohrs als Gebet; für literarische Feinschmecker die in vornehmer und plastischer Sprache gestaltete, tiefgeistige Erzählung von A. M. Frey „Der Traum vom Ende", und Hermann Eris Busses Kapitel aus dem Roman „Tulipan und die Frauen", das in der Buchausgabe fehlt. Für alle wohl gleich eindringlich wirksam wird die epische Dichtung „Der Leiningsmai" sein von Friedrich Singer, der ein tragisches Erlebnis auf dem Gebiete des Heimatschutzes gestaltet. Mit Gedichten beschenkten Karl Berner, K. F. Seyfert und Max Dennig, letztere zur Lobpreisung des Schwetzinger Schloßgartens gesammelt, mit seinen Ausnahmen aus diesem schönsten Park Deutschlands. In seiner literarischen Jahresschau, aus der sich der Leser sein Buch heraussuchen mag, hat W. E. Oesterling diesmal noch einen überaus interessanten und wertvollen Beitrag geschenkt, ein literarisches Ortsverzeichnis von Baden. Er zeigt darin, welche Landschaften Städte in den Werken der badischen Dichter dargestellt sind. Und nun zur bildenden Kunst: die Tradition der Maler im Ekkhart-Jahrbuch führt Wilhelm Hauer, der Freiburger, weiter, über den H. Schwarzweber berichtet, als Pfälzer folgt Max Länger, über den Karl Widmer schreibt, als Münster Arthur Kusterer, ein Wunderkind wie einstmals Mozart; denn er hat mit neun Jahren schon sein wirklich brauchbares Opus 1 komponiert, ihm wird Hugo Roller gerecht. Zuletzt noch eine besondere Ueberraschung: im Eingang des Jahrbuches, dem natürlich Kalendarium, die Chronik der Kirchen nicht fehlen, erscheint das farbig wiedergegebene Bildnis Eugen Fischers, des 1. Landesvorsitzenden der Badischen Heimat, der leider fern der Heimat einem ehrenvollen Ruf zufolge wirken muß; es ist von Prof. Adolf Hildenbrand höchst charakteristisch gemalt, vor Fischers geliebte Schwarzwaldlandschaft im Feldberggebiet. Das Jahrbuch ist vom Verlag wie immer gut ausgestattet worden, und reicher Bildschmuck vervollständigt das schöne und wertvolle Werk badischen Geistes.

Die „Funk-Illustrierte" für Süddeutschland, die einzige Rundfunk-Zeitschrift in Württemberg und Baden, die mit ihrer Kritik am Rundfunk und seinem Programm die Interessen der Rundfunk-Teilnehmer wirksam vertritt und damit positive Arbeit am Ausbau des Rundfunkwesens in Süddeutschland leistet, bringt mit Nummer 51 wiederum ein reichillustriertes und textlich vielseitig gestaltetes Heft heraus. Sie enthält neben dem ausführlichen Programm des Stuttgarter und Freiburger Senders auch die Programme der wichtigsten europäischen Stationen, einen sehr beachtenswerten Aufsatz über „Radio-Dramaturgie" des Freiburger Theaterintendanten Dr. M. Krüger, einen die geistige und kulturelle Struktur Ulms charakterisierenden Beitrag von Richard Hallas, der im Zusammenhang mit dem Beginn der Fahrt des Werbe-Rundfunkwagens der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft in Ulm steht, außerdem die Fortsetzung des spannenden Romans „Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe" und einen humorvollen „Knigge für das Radio". Auch dem Funkbastler bietet die Funk-Illustrierte die vielseitigsten Anregungen. Wir können allen Rundfunkhörern nur empfehlen, diese schön illustrierte Zeitschrift zu dem billigen Preise von 86 Pfennig (einschließlich Bestellgebühr) monatlich durch die Post zu beziehen. Der Verlag Wilhelm Herget in Stuttgart, Reinsburgstraße 14, versendet kostenlos Probenummern.

Rätselecke

Bilder-Rätsel

Buchstaben-Ergänzungs-Rätsel

Den Wörtern: Aal, Eule, Salbe, Alm, Eier, Lenz, Schwabe sind je ein Buchstabe an, oder einzufügen, um sie in Wörter von anderer Bedeutung zu verwandeln. Sind die richtigen Buchstaben an- oder eingefügt, so nennen die Buchstaben (aneinandergereiht) einen bekannten Sportsausruf.

Rätselauflösungen

Bezirbild: Wo ist der Farmer? — Auflösung: Stelle das Bild auf den Kopf. Zwischen den Pflanzen und dem Grase des Erdbodens sieht man die Figur eines Pflanzers.

Scharade: Auf — Gabe — Aufgabe.

Richtige Lösungen sandten ein: Adolf Kübler, Friedrich Lichtn, Georg Menges, Max Dreyluß, Karlsruhe; Frau Anna Mühlburg; Richard Reichenbacher, Söllingen.

Anekdoten von Dieben

Vor Gericht sprach ein Spitzbub mit seinem Verteidiger und wurde im Laufe des Gesprächs recht kollegial. Dem Verteidiger wurde das schließlich peinlich.

„Seien Sie doch etwas reservierter und setzen Sie sich doch," sprach er zu dem Spitzbuben, „man weiß ja schließlich gar nicht mehr, wer von uns beiden ein Rechtsanwalt und wer ein Spitzbube ist."

*

„Weshalb haben Sie in jener Nacht nur die weißen und die schwarzen Hühner mitgenommen, die gelben aber zurückgelassen?" fragte der Richter.

„Ja, sehen Sie Herr Richter", antwortete der Hühnerdieb. „Den Gelben ist im Dunkeln am leichtesten beizukommen. Die Schwarzen wagen lassen sich am bequemsten verstecken. Deshalb haben wir die Weißen in den Korb getan und die Schwarzen einfach über die Schulter gehängt."

*

Ein Bettler wurde in einem Restaurant von dem Wirte schroff hinausgewiesen. Vor der Tür traf er einen Kollegen dem er von der Hartherzigkeit des Wirtes berichtete.

„Gott soll ihn strafen!" rief der Kollege, entrüstet. „Er hat ihn schon gestraft!" sprach darauf jener und holte aus seiner Tasche einen schönen silbernen Löffel hervor, den er wohlgefällig betrachtete.

*

Aus dem Kieler Strafgefängnis war ein Einbrecher ausgebrochen. Zum Abschied hinterließ er folgenden Zettel:

„Die Lage ist zu günstig — ich konnte dem nicht widerstehen —. Ich mußte gehen — Auf Wiedersehen! —

Heinrich Kröger."

*

Rentner Krauseminz fühlte sich krank. Er nahm einen Arzt. Der sagte, es sei der Magen und quälte Krauseminz mit gräßlich schmeckenden Mixturen. Da nahm er einen anderen Arzt. Der sagte, es sei die Leber und verbot Krauseminz das Biertrinken. Da nahm er einen dritten Arzt. Der wiegte sein weißes Haupt und hüllte sich in diplomatisches Schweigen.

„Na," platzte da Krauseminz los, „ich habe lieber einen Einbrecher bei mir als einen Arzt. Denn bei einem Einbrecher kann ich wenigstens feststellen, was mir fehlt. Ihr Aerzte könnt es mir ja doch nicht sagen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

1. Woche 48. Jahrgang — Unterhaltungsbeilage des Volksfreund — Karlsruhe, 4. Januar 1928

An der junggewohnten Straße ...

Rainer Maria Rilke.

An der junggewohnten Straße, in dem
hohen halben Baumstamm, der seit lange
Trog ward, eine Oberfläche Wasser
in sich leis erneuernd, still' ich meinen
Durst: des Wassers Heiterkeit und Herkunft
in mich nehmend durch die Handgelenke.
Trinken schiene mir zu viel, zu deutlich;
aber diese wartende Gebärde
holt mir helles Wasser ins Bewußtsein.

Also, kämst du, braucht ich, mich zu stillen,
nur ein leichtes Anruhn meiner Hände,
sei's an deiner Schulter junge Rundung,
sei es an den Andrang deiner Brüste.

(Mit besonderer Erlaubnis des Insel-Verlages Leipzig, bei dem sämtliche Werke des Dichters erschienen sind.)

Die Ettlinger Schanzen

Von Josef Stöhrer, Ettlingen.

Reste und Trümmer des großen Erdbefestigungswerks von Philippsburg bis zum Feldberg und nach Säckingen sind stumme Zeugen einer tieftraurigen Zeit, die Heimat und Volk mit- und durcherlebten. Die Schanzen vom Feldberg bis nach Säckingen waren als obere Linie von Philippsburg bis zum Feldberg als mittlere Linie, die Bühl-Stollhofener, die bis zur Evachmühle ging und die Verbindung mit dem Schwarzwald herstellte, als untere Linie bezeichnet. Um die Stollhofener-Linie entwickelten sich schon im Frühjahr 1703 lebhafte Kämpfe zwischen den Truppen Markgraf Ludwigs Wilhelm und den Franzosen, wobei 3000 Krieger fielen.

Wohl die starkste Befestigung in diesem großen Festungs- oder Grabenwerk bildeten als Teilabschnitt die Ettlinger Linien. Der weitere Ausbau dieser Linien erfolgte 1707 während des spanischen Erbfolgekrieges. Der stärkere und massivere Ausbau, Vermehrung der Blockhäuser, Anlagen großer und kleinerer Feldschanzen, Gräben, Wällen und Schleusen erfolgte allerdings erst im polnischen Erbfolgekrieg 1733/1734. In den Linien herrschte lebhaftes, soldatisches und kriegerisches Treiben.

Markgraf Ernst von Bayreuth versammelte im Frühjahr 1707 in der Bühl-Stollhofener Linie auf einer Strecke von 70 Kilometer 16 000 Gewehre und 4 000 Säbel. Die Franzosen, verärgert durch die Niederlagen ihrer Generäle Ramilles und Turin in Italien und den Niederlanden, holten zum Schlage aus. Der französische General Villars kundschaftete die schwachen Stellen der Bühl-Stollhofener Linien aus, und überschritt am 22. und 23. Mai 1707 bei Kehl, Fort Louis, und zwischen Maximiliansau und Lauterburg mit einem Heer von 45 000 Mann den Rhein. 170 Geschütze, eine Schiffbrücke, Munition und Proviant fiel in die Hand des Siegers. General Villars trieb sofort tausende badischer Bauern zusammen, die die Linien wieder einwerfen mußten, die unter ungeheuren Opfern erbaut waren.

Das Elend der deutschen Kleinstaaterei mit seinen weltlichen und geistigen Herrschern, ihren zumteil recht luxuriös gehaltenen Hofhaltungen kosteten Unsummen von Geld, das die Bewohner aufzubringen hatten. Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts war Deutschland in 10 Kreise eingeteilt, welche 275 Reichsstände umfaßten. Das Reichsheer mit seinen vielköpfigen Befehlsverhältnissen waren an den Niederlagen, die sich an und um die Linien abspielten, nicht unschuldig. Der ganze Verlauf des Feldzuges 1707—1714 und von 1733—1734 beweist weiter die traurige Tatsache, daß die versprochenen Reichstruppen nicht rasch genug Hilfe leisteten, daß befohlene und versprochene militärische Kräfte der Bundesfürsten nicht eintrafen. Unter solchen Verhältnissen konnten die starken Erdbefestigungen, weil mit zu schwachen Kräften besetzt, ihren Zweck „Schutz am hart umstrittenen Oberrhein zu bilden", in beiden Feldzügen nicht erfüllen. Die Schrecken des 30jährigen Krieges, die nachfolgende Zerstörung badischer Städte und Dörfer im Jahre 1689 waren noch nicht vernarbt, als dieses Verhängnis eintrat. Finanziell, materiell, moralisch und seelisch waren die Kräfte des Volkes schwer und hart mitgenommen. Der Geschichtsschreiber und Chronist, aber auch manches Dokument der Gemeinden gibt Auskunft, daß die Bewohner die Befehle von oben nicht immer willig hinnahmen.

Die Bühl-Stollhofener Linie wurde nicht mehr ausgebaut. Vielmehr wurde durch Kurfürst Georg von Hannover, späteren König von Großbritanien, die neue Linie von Ettlingenweier durch die Rheinebene nach dem Hochufer von Daxlanden, die wiederum rückwärtigen Anschluß an die Evachmühle und Schwarzwaldlinien im Gebirge hatte, und durch Befestigungen nach Westen Anschluß südlich Philippsburg nahm, erbaut. Die Schanzarbeiten wurden von Bewohnern der beteiligten Städte und Dörfer gegen geringe Bezahlung ausgeführt. Die Bewohner von Baden-Durlach remonstrierten auf das nachdrücklichste gegen die Schanzarbeit unter Hinweis auf das durch die Kriegsnot, Viehseuchen, Krankheiten, Hochwasser und Fronden an den Rheindämmen hervorgerufene Elend der Landbevölkerung. Aber auch Lahr, das aufgefordert wurde, Leute zum Schanzen in die Ettlinger Linien zu schicken, schrieb, daß bei der Heranziehung zu dieser so weiten und höchst beschwerlichen Schanzarbeit, „bei welcher mancher arme Gesell das liebe Brot erbeiteln müßte" protestiert werden müsse.

Starke Stützpunkte hatte die neue Linie bei Ettlingen an der Johannisbrücke, am Waldeingang der Landstraße Ettlingen—Mörsch, am Ausgange des Beierbachtales bei Ettlingenweier, sowie auf der Höhe bei Schluttenbach. Die beiden Werke oder Feldschanzen bei der Johannisbrücke und bei Schluttenbach sind noch ziemlich gut erhalten. Soweit der Ettlinger Gemeindewald reicht, der einen Bestandstand von 4 404 Morgen umfaßt, sowohl in der Ebene als auch im Gebirge, insbesondere im Hardtwald auf eine Strecke von fünf Kilometern, Taleinschnitten und Talausgängen, sind die Schanzen auf lange Strecken noch gut sichtbar. Aber auch im Gebirge, so bei Spessart, Ehenrot, Pfaffenrot, Frauenbalb und auf dem Dobel befanden sich gut ausgebaute Stellungen. 31 Blockhäuser, die zweistöckig erbaut waren, nahmen die Verbindungen mit den Schanzen auf. Die Linien bezw. deren Stützpunkte waren im Winter in 95 Kommandos eingeteilt und die Wachen bis zu 5 und 130 Mann stark besetzt. Der Bericht verzeichnet 13 Kapitäne, 22 Leutnants, 24 Sergeanten, 108 Korporale, 52 Tambouren, 201 Gefreiten und 1 493 Gemeine, die in den Linien lagen.

Im ganzen Liniengebiet wurde militärischerseits eine strenge Kontrolle ausgeübt. Nicht nur, daß die arbeitsfähigen Männer zur Schanz- und Fronarbeit herangezogen wurden, setzten seitens der militärischen und behördlichen Stellen die schlimmsten Schikanen gegen die Bewohner des Linengebietes ein. In den 7 Kriegsjahren lag ein großer Teil der Offiziere und Mannschaften in den Dörfern und Städten im Quartier und jeweils im Frühjahr versammelten sich zehntausende von Kreis- und Reichstruppen in den Linien und in den rückwärtigen Gemeinwesen mit ihren unausbleiblichen Einquartierungslasten. Zwei Stunden am Tage und eine Stunde vor Nacht durften die Linien nur von Personen der Durlachischen und Badenschen Regierungen passiert werden. Die Passanten, Fuhrleute und Postillone hatten behufs dessen eigens ausgestellte Pässe. Die Heuwagen wurden mittels Degen „visitiert", damit nicht unbefugte Personen oder Kriegskontrebande die Linien überschreiten. Ein Bild wie weit die Moral gesunken war durch die langen Kriegsjahre zeigt folgende Urkunde:

„Wie genau Beobachtung, ernstlich Und scharff dahien gesehen, Verhütet und gebindert werden soll, daß dem feindt weder Pferd, noch Körner, oder andere zu seinem Nutzen und unserem nachtheill unerlaubte Dinge zu kommen mögen."

Ein schwunghafter Schmuggel entwickelte sich hüben und drüben. Bei Daxlanden wurde eine Schiffüberwachungsstelle eingerichtet, wo die Basler und andere Schiffe auf Konterbande untersucht wurden. Genau wie im Weltkriege 1914/18 saugten das Verbrechergesindel „Kriegsverdiener" vor 200 Jahren die Heimat und das Volk aus. Am 20. August 1713 fiel Landau, am 20. September desselben Jahres Freiburg in die Hände des französischen Generals Villars. Wie sollte es anders sein. Die deutschen Kreis- und Reichstruppen zählten 66 000, die französischen Truppen 150 000 Mann. Die deutsche Kleinstaaterei, mit ihren verhängnisvollen Quertreibereien der Fürsten unter- und gegeneinander, mußte das Volk hart und bitter büßen.

Im Jahre 1714 erfolgte der Friede von Rastatt und Baden, und damit hatte die erste geschichtliche Episode um die Ettlinger Linien ihr Ende erreicht. (Schluß folgt.)

Schnee

Von E. N i e l s e n.

Der Eingang der kleinen südfranzösischen Landstation war nur spärlich beleuchtet. Der Schnee fegte von den hohen Bergen hinab ins Tal. Rings war unheimliche Dunkelheit. Einige spärliche Lichter zitterten hier und da in dem kleinen Ort, der noch in tiefstem Schlaf lag.

In einer guten Stunde sollte der erste Morgenzug kommen. Weit her von der spanischen Grenze.

Endlich tritt eine Gestalt aus dem Dunkel in den gelben Lichtkegel vor dem Stationsgebäude

Es ist ein Mönch aus dem armseligen Kloster auf dem Berge. Er schüttelt sich den Schnee ab und zieht dann ein altes Gebetbuch hervor, das in ein schmutziges Taschentuch eingewickelt ist und irgendwo in einer Tasche des langen schwarzen Gewandes geruht hat. Er vertieft sich in seine Lektüre, um die Gedanken auf die Worte der Schrift zu lenken, anstatt auf seinen schlaffen und leeren Magen. Etwas später betritt ein alter Weinbauer das Lokal. Er ist mit seinen zwei unentbehrlichen blauen Regenschirmen bewaffnet. In einem großen, schneefeuchten Tuch hat er seine Vesperbrote verpackt. Er ist in Staatsgarderobe und fühlt sich darin schrecklich unwohl. Er schielt boshaft zu dem Mönch hinüber, setzt sich in die entgegengesetzte Ecke und rollt sich dann ruhig und besonnen eine Zigarette. Der Mönch fährt in seiner Lektüre fort, ohne den Kopf zu heben.

Dann tritt ein junges Paar ein. Er ist provinziell — elegant und trägt Kragen und Kragenschoner samt einem modischen Hut. Sein Gesicht glänzt rot vor Anstrengung und Spannung. Er trägt seine Habe in einer neuen Tasche von imitiertem Leder und will nach P a r i s reisen, um dort sein Glück zu machen.

Sie ist in Alltagsgarderobe. Ihr Gesicht ist schmerzverzerrt. Der Abschied fällt ihr schwer. Er geht mitten in den Saal und blickt sich dort mit einer Miene um, als wenn dies alles hier schon viel zu klein und lächerlich für ihn sei. Schließlich entscheidet er sich für die Bank, in deren Ecke der alte Weinbauer sanft eingenickt ist, und wirft seine Tasche in die andere Ecke. Sie folgt ihm, ohne den Blick von ihm zu wenden, langsam und zögernd schreitet sie aus — als wäre die Trennung ein gähnender Abgrund, der sie zu verschlingen drohe, wenn sie sich noch einen Schritt weiter vorwagte. Sie setzte sich neben ihn auf die Bank und versucht schüchtern, ihre Hand in die seine zu schmiegen. Er aber tut, als ob ihn das nichts anginge und fängt auch an, sich eine Zigarette zu drehen.

Plötzlich flüstert sie mit stockendem Atem:

„Du wirst mich doch nicht vergessen . nicht wahr Jean . . .?"

Er zuckt die Schultern, ohne zu antworten . . . daß Frauen es auch nicht unterlassen können, stets zu unpassender Zeit von der Liebe zu reden . . . „Es ist ja schließlich eine große Stadt dieses Paris," bemerkt er, um doch etwas zu sagen.

Sie antwortete nicht. Dann greift sie in ihre Tasche und fördert einen flachen Gegenstand zutage, der in weißes dünnes Seidenpapier eingewickelt ist. Diesen Gegenstand reicht sie ihm vorsichtig hin.

„Jean — willst du an mich denken, jedesmal, wenn du es gebrauchst?"

Gleichgültig nimmt er das kleine Paket und öffnet es. Es ist ein billiges Zigarettenetuis in glänzendem Metall, das Silber gleichen soll. Auf der Rückseite befindet sich das Bild einer zigarettenrauchenden Frau in einem tiefausgeschnittenen grünen Kleid mit Wespentaille — alles in starken Farben. Er dreht und wendet es, schließt und öffnet es wieder und steckt es endlich ein .

„Danke. Aber du weißt doch, daß ich mir meine Zigaretten selbst drehe . . ." Tröstend fügt er hinzu: „Aber ich werde es schon dann und wann gebrauchen . "

Dann schweigen sie beide. Sie hat die Augen auf den Fußboden geheftet und auf ein Plakat, das in schreienden Farben für einen Winterkurort Reklame machte. Neben ihnen schnarcht der alte Weinbauer und mitten im Saal steht der Mönch, der seine rote Nase sehr geräuschvoll in einem umfangreichen Taschentuch schnäuzt. Ab und zu reißt der Wind an der Tür.

Ein paar verschlafene Eisenbahner treten ein. Der Billettschalter wird geöffnet. Jean erhebt sich und kauft seine Fahrkarte. Er kehrt damit an seinen Platz zurück.

„Jean . ." es klingt wie ein angstvoller Klageschrei, du wirst mir doch schreiben . . nicht wahr?"

„Ja, selbstverständlich," antwortet er, ohne den Blick von seiner Fahrkarte zu heben," aber du mußt nicht allzu oft Briefe erwarten . . . denke daran, . wieviele Neuigkeiten meiner harren — Paris ist ja eine große Stadt ."

Er erhebt sich, um nicht mit weiteren unangenehmen Fragen geplagt zu werden. Er betrachtet das Plakat aus der Nähe, um dann wieder dorthin zurückzukehren, wo sie sitzt . . .

„Und — wer soll jetzt für dich waschen?"

„Ach — mache dir nur darum keine Sorgen, es werden wohl immerhin allerhand Wäscherinnen in Paris sein . . ."

„Ja — aber gratis . .?"

„Ach, ich werde schon irgend eine finden, die nicht einen Sou dafür nimmt."

„Ja, aber, — du wirst sie es doch nur tun lassen, damit sie dir einen Gefallen erweisen darf . . . nicht etwa weil . "

„Nein — natürlich, du kleine Gans."

Ein paar Sekunden vergehen. Jean denkt einen Augenblick daran, es ihr ins Gesicht zu sagen, daß er sie und ihr albernes Geschwätz schon lange satt hat, und sie sich nicht zu fest auf sein Eheversprechen verlassen solle, das er ihr einmal gegeben hatte . . . Paris war ja eine große Stadt . . ! Es kann ja aber sein, denkt er schließlich, daß sie mich möglicherweise auch vergißt . . . Frauen sind ja nur Frauen . . .

Plötzlich fährt das junge Mädchen zusammen. Aus der Ferne ertönt schrilles Pfeifen, das unheimlich durch den dunklen Morgen gellt. Sie fährt auf, als wolle sie versuchen, den Zug aufzuhalten, bevor er in die Station einfährt . . .

Auch er erhebt sich. Mit angenommener desinteressierter Ruhe greift er nach seiner Tasche. Der alte Weinbauer erwacht mit einem schnarchenden Laut, der Mönch schlägt das Gebetbuch zu, steckt es in irgend ein Loch in den schwarzen Falten und gähnt schmatzend.

Heulend hält der Zug ein Stück vor der Station . . Das Signal war noch nicht gehißt, aber ein schläfriger Mann macht sich auf den Weg . . . Endlich geht das Signal hoch und der Zug braust herein. Im Wartesaal wird es leer. Die schläfrigen Lichter schließen gewissermaßen ihre Augen — jetzt — da niemand mehr da ist, für den sie leuchten sollen.

Wieder ertönt ein Flöten. Der Zug setzt sich in Bewegung. Er stößt sich durch Schnee und Düsternis hindurch. Nach und nach werden die Stöße schwächer und gleiten über in ein eintöniges Flüstern. Das junge Mädchen geht langsam und vorsichtig durch den Warsesaal, als ob sie sich fürchte, jemanden zu wecken. Bei der Bank verweilt sie einen Augenblick und preßt den Arm krampfhaft gegen die Brust . . dort liegt das Etui mit der Frau in grünem Kleide und der Wespentaille.

Sie öffnet die Tür und geht durch die nachtleeren Straßen, geht hinaus in den Schnee unter frostigen Sterneren und durch ein Gewirbel von Flocken, die weiß und still herabfallen wie kleine Sekunden in der großen Ewigkeit . . .

Der Kampf mit der Riesenschlange

Rudolf Dienst, dem wir schon das spannende Buch „Im dunkelsten Bolivien", verdanken, veröffentlicht soeben im Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart ein äußerst fesselndes Buch: „Die Wildnis ruft", dem die nachstehende Schilderung entnommen ist.

Er stockte und blieb stehen.

In Schlangenlinie den Grashang hinab lief eine breite Spur. Es sah aus, als ob ein lebendiger Baumstamm sich hinabgewälzt hätte und in das Wasser gerollt wäre.

„Boa," sagte Aemilia ruhig.

William schauderte. Nur fünfzig Schritte von seiner Frau und dem Kinde entfernt war das Reptil dahingeglitten, das ihnen mit einem Druck seiner Muskeln alle Knochen zerbrechen konnte. Ein riesiges Tier mußte es sein. Die Spur war gut einen Fuß breit, das Gras vollständig von der Schwere des wuchtigen Körpers niedergedrückt. In die dunkle Flut war die ungeheure Riesenschlange hinabgeglitten. Wo mochte sie jetzt sein?

Suchend suchten seine Blicke in der Runde. Doch keine Bewegung unterbracht die stille Oberfläche des Seeleins. Wald und Grasplatz lagen so ruhig, als ob nie der Friede des kleinen Paradieses gestört worden wäre.

„Komm schnell zum Hause hinüber", sagte William. „Es ist für euch nicht sicher draußen, wenn so ein Untier in der Nähe ist."

*

Kaum hundert Schritte trennten sie noch von ihrer Behausung. Rasch liefen sie hinüber.

„Monito", rief William, dem der anhängliche Affengreis schon von weitem schnatternd entgegenzulaufen pflegte, wenn er die Stimme seines Herrn hörte. So still hielt Monito, wenn er ihm den Kopf kraute und ihm in ruhigen, gleichmäßigen Tönen etwas erzählte.

Aus dem Wipfel des höchsten Baumes klang die Antwort Monitos, kläglich wimmernd, als ob eine unbekannte Gefahr ihm furchtbaren Schreck einflöße. Aber Monita war weder in dem dichten Laubdach zu erkennen, noch das sichtbare Etwas, das ihn in solche Furcht versetzte.

William öffnete die Tür des Hages und rannte in den Garten. Alles beim alten, die Pflanzungen unversehrt.

„Monito, Monito" rufend sprang er in den Wald hinein.

Nur ein paar Schritte. Ein Hissen und Zischen über ihm wie von einem überladenen Ventil ließ ihn den Kopf heben. Hoch droben in der Krone eines Baumes sah er Monito auf den äußersten dünnen Zweigen unbeweglich sitzen, wie hypnotisiert auf einen Punkt starrend.

Um den Stamm in vielen Ringeln gewunden suchte eine ungeheure schwarze Riesenschlange den Affen zu erreichen. Doch die Aeste waren zu schwach für das viele Zentner schwere Gewicht. Enttäuscht schwang das Untier den flachen, breitgedrückten Kopf hin und her, aus dem die gespaltene schwarze Zunge lang hervorzüngelte.

Da hörte die Schlange den Ruf Williams und glitt in langen schwarzen Ringeln, die kein Ende nehmen wollten, am Baum herunter. Sie hatte das große weiße Tier, das da unten inmitten des Grünes stand, bemerkt. Die Beute schien mehr zu lohnen als der kleine Happen auf dem Baum, den sie doch nicht erreichen konnte.

Ein ungeahntes Gefühl des Grauens beschlich William, als er die Riesenschlange um den Baum geschlungen sah. Er hatte die Büchse erhoben und den hin und her schwingenden Kopf mit Kimme und Korn zu vereinigen gesucht. Ein guter Schütze war er, doch bei dem unsicheren Dämmer da oben wäre das ein Schuß gewesen — würdig eines Kunstschützen, der im Anschlag das Ziel erfassend die Kugel aus dem Laufe schmeißt. Auf einen der vielen Ringel schießen? Bei seinen zwei Patronen zwecklos. Wo saß das Leben dieses scheußlichen Reptils, das gleich einem sagenhaften Untier der Vorzeit plötzlich in seinem Urwaldparadies aufgetaucht war.

Die Schlange glitt auf einen starken Ast hinaus, der etwa zehn Meter vom Boden entfernt sich wagrecht erstreckte, und fing an, den langen Leib auf den Boden hinab aufzurollen.

Der Schweiß brach aus seinem ganzen Körper; zur Flucht wandte sich William zum erstenmale in seinem Leben. In diesem Augenblick befiel in eine seltsame Schwäche. Eine große Leere fühlte er plötzlich in seinem Hirn; die Arme, welche die Büchse schußbereit gehalten hatten, sanken nieder, hingen schlaff an den Seiten.

Das riesige Untier beeilte sich gar nicht. Es wußte, daß eine Beute, die es sich auserkoren, ihm so leicht nicht mehr entging.

Wie durch einen fernen Nebel sah William, daß der Kopf der Schlange den Boden erreicht hatte. Beinahe die Hälfte der Ringel lief noch um den Ast da oben. Ein vages Staunen keimte in dem unbeweglich dastehenden Mann. Ja, war denn das möglich? Gab es denn so etwas? Der Zoologe, der wußte, daß die Länge der größten von Südamerika gekommenen Schlangenhaut im British Museum in London zehn Yards nicht überschreitet, regte sich in ihm. Es schoß ihm durch den Kopf, daß Omiste ihm von unbekannten Riesenschlangen berichtet hatte, als sie nach Kreuzung des Nebenflusses des Yata noch lange plaudernd am Feuer saßen. In den Sümpfen und Curiches zwischen dem Yata und dem Rogo aguado-See sollten sie hausen, auf dessen Oberfläche große schwimmende Inseln einhertrieben. Vollkommen verlassen und menschenleer lag das Land dort, niemand war noch bis dahin vorgedrungen.

Zu gleicher Zeit regte sich in dem Mann das Erstaunen, daß er an einen Fleck gebannt dastehen mußte, während sein Gehirn so klar all die ihm von außen zufliegenden Gedanken aufgriff und zerlegte. Es kam ihm vor, als ob ein zweiter Greybroke, nur Strahlenmaterie, nur schwebender Geist, ein vom hellen Sonnenstrahl getroffener lichter Fleck im Walde, in dem die Stäubchen flimmernd auf und nieder schwebten, neben dem gelähmten Greybroke von Fleisch und Blut stände und sein eigenes materielles Ich, sowie die Außenwelt in sachlicher Kritik einer Betrachtung unterziehe.

Die letzten Ringel der Schlange hatten sich vom Ast gelöst schwer plumpste das Hinterteil des langen Leibes durch das Gebüsch hindurch auf den Boden. Zu einem riesigen Klumpen zogen sich die schwarzen Reifen zusammen. Die Schlange schwang den breiten Kopf zurück zum Stoß, der auch einen Ochsen umgeworfen hätte. Den Mann kam plötzlich der Wunsch an, sich der Schlange freiwillig in den Rachen zu werfen.

„William", klang da in ihrer ganzen Frauensüße herübergeschwebt durch die grüne Dschungel. „Wiliam, äcamä Aemilia!"

Die beiden Greybrokes vereinigten sich. Mit einem Ruck kehrte die Besinnung wieder. Unwillkürlich flog die Büchse an die Wange. Das mit Nitroglyzerin geladene Geschoß mit zweihundert Kilogramm Durchschlagskraft traf die Schlange in den Hals am Kopfansatz, stoppte den Stoß so plötzlich mitten in der Luft, als ob der Kopf des Untiers an eine unsichtbare Wand, die durch den Wald lief, angerannt wäre.

Doch zu weit verzweigt war das Leben in dem riesigen Tier. Wieder schwang der Kopf zurück, und wieder hallte der Schuß durch den Wald.

Sterbend sank das Haupt in den großen Knäuel der Ringel, die sich lösten und in krampfhaften Zuckungen auf dem Waldboden auf und nieder tanzten.

William wandte sich und sprang wie ein gehetzter Hirsch durch die Büsche, mit einem Schluchzen wie ein Kind in die Arme Aemilias. Am Rande des Waldes auf ihren Mann wartend, hatte die Frau eine unbestimmte Ahnung von Unheil befallen, ein düsteres Grauen, als ob ein unabwendbares Verhängnis über sie hereingebrochen wäre. Durch die Büsche gedämpft war das Zischen der Schlange an ihr Ohr gedrungen, nachher Schweigen, das nur der Fall des Hinterteiles der Schlange auf den Boden unterbrochen hatte, und immer nur dasselbe reglose Schweigen.

In dem Ruf „William, William, komm zu Aemilia" hatte sich die Angst des liebenden Weibes gelöst und ihrem Mann das Leben gerettet.

Eng aneinander geschmiegt horchten sie in den Wald hinein, wo das Schlagen und Brechen der Aeste allmählich ruhiger wurde und abstarb.

„Die Schlange?" fragte Aemilia zitternd.

„Die Schlange," sagte William, sich straffend, „sie ist tot."

Ein Weilchen warteten sie noch und gingen dann in den Wald hinein. In weitem Umkreis war das Gebüsch zerstampft und niedergedrückt.

Zu einem wirren Knäule verschlungen lag das Untier da, der breite Kopf schlaff am Boden, die scheußliche Zunge weit hervorgestreckt.

Aemilia warnte William, die Schlange anzurühren, da immer noch Leben in den vielen Ringeln sein könne. Mit einem Stock stieß er aus sicherer Entfernung in die Schuppenhaut. Und siehe, noch zogen sich die Muskeln zusammen, suchten den Feind zu fassen und zu erdrücken.

Lianen, die sie hinter dem Kopf der Schlange verschnürten, wanden sie um die Bäume gleich einem Flaschenzuge und schafften so den riesigen Körper auf den Grasplatz hinaus. Monito saß noch immer auf seinem Ast und war durch nichts zu bewegen, herunterzukommen.

William schritt den Körper der Schlange ab. Zwanzig Schritte.

Der beinahe sechs Fuß hohe Mann wußte, daß ein jeder seiner Schritte annähernd ein Yard betrage. Zwanzig Yards!

Die Haut mußte der Nachwelt erhalten werden. Doppelt so lang war sie wie die größte, die er je gesehen hatte.

Welt und Wissen

Blühende Tiere. Wenn man den Pelz eines Faultiers betrachtet, so sieht man darin kleine, graue Flecke, die man zunächst für Holzstückchen halten könnte. Sie sind eine besondere Art von Algen und Flechten, die im Regen anfangen zu grünen, und hüllen das Tier so in einen schützenden zarten Schleier, dienen also der Mimikry. Diese Selbstverteidigung hat das Faultier notwendig, da es, angegriffen, kaum daran denkt, sich zu verteidigen. Es ist einfach zu faul dazu. Wenn es von einem Jaguar oder einer Schlange angegriffen wird, dann schnappt es nur ganz langsam mit seinem Maul und schlenkert gelangweilt einen Arm hin und her, dem jedes Tier ausweichen kann, wenn es nicht gerade — ein Faultier ist. Um so merkwürdiger ist es, daß es in dem kampferfordernden Urwald blüht und gedeiht. Bei B r o c k h a u s ist soeben ein Buch erschienen, in dem sich prächtige Naturschilderungen finden: William Bebe, **„Dschungelleben. Forscherfreuden in Guayanas Urwäldern"**; ein Kapitel behandelt die Psychologie des Faultiers. Wenn dieses Tier seinem Sport, dem Schlaf, huldigen will, klettert es hoch bis auf die äußerste Gabelung der Bäume und hängt sich da mit allen Vieren an einen Ast. Wenn ein Faultier einmal seine Faulheit abstreifen will, was allerdings sehr selten vorkommt, dann — grunzt es. Dieser Laut ist ganz merkwürdig und dabei so bauchrednerisch, daß man nie weiß, woher oder von wem er kommt. Trotz aller natürlichen Schutzmittel kommt es vor, daß Feinde das schlafende Faultier entdecken. Der Jaguar wittert die Losung unter dem Baum und klettert eilig hinauf; ein Adler sieht aus schwindelnder Höhe, wie ein vermeintliches Laubbüschel schläfrig den Arm ausstreckt und sich kratzt — etwas, was ein Laubbüschel nicht tun sollte —, und schon läßt sich der große Vogel in der Nähe des Faultiers nieder. Aber dieses kümmert sich nicht um ihn, es schläft ruhig weiter. Es weiß, es kommt ihm so leicht keiner bei. Denn niemand kann ein Faultier einfach an den langen Rückenhaaren packen und herunterziehen, es klammert sich so fest mit seinen zwölf Krallen in den Ast, daß man entweder den Ast absägen oder die langen Hakenklauen eine um die andere ablösen muß. Beide Möglichkeiten kommen für die Angreifer, Katzen oder Adler, nicht in Frage. Aber noch andere Verteidigungsmittel besitzt das Faultier. Es hat etwa 20 Rippen, die ungewöhnlich breit und flach sind. Um diese Rippen spannt sich eine zähe Haut, die so dick ist, daß ein Indianerpfeil davon abprallt, ohne sie auch nur zu ritzen. So muß mancher Jaguar trotz wütender Versuche unverrichteter Sache wieder abziehen, er kann von dem schwankenden Zweig aus das verfilzte Haar, die zähe Haut und das Knochengitter nicht durchschlagen; die lebenswichtigen Organe dieser ruhigen Bürger sind von der Natur wunderbar geschützt. Ha.

Nasenbehandlung gegen Schnupfen. Viele Leute haben sich schon so mit der Idee abgefunden den ganzen Winter über erkältet zu sein, daß sie wenig oder nichts dagegen tun. „Verstopfung der Atemwege", so schreibt die englische Zeitschrift Answers, „durch Bazillen, Staub oder andere Stoffe ist eine der Grundursachen für die gewöhnlichen Wintererkältungen. Aber dem kann mit Leichtigkeit abgeholfen werden. Wasser, dem etwas gewöhnliches K o c h s a l z beigefügt ist, sollte jeden Morgen und jeden Abend zum Reinigen der Nase gebraucht werden. Man nimmt das Wasser in die hohle Hand und hält sie an die Nase. Dann atmet man tief ein. Auf diese Weise wird das Wasser durch die Nase aufsteigen und in den Mund gelangen. Diese Methode heilt nicht nur Erkältungen, sondern sie ist gesund für die Atemwege und das Nervensystem. Versuche es diesen Winter selbst, und du wirst finden, daß es die Mühe lohnte." N. T.

Neues über die Ursache der Bergkrankheit. Nach neuen Untersuchungen des Italieners A n g e l i soll als U r s a c h e d e r B e r g k r a n k h e i t weder die Herabsetzung des Luftdruckes, noch die Minderung des Sauerstoffes oder die Wirkung der ultravioletten Strahlen in Betracht kommen, sondern nur die c h e m i s c h e Z u s a m m e n s e t z u n g d e r L u f t i n g r ö ß e r e n H ö h e n. Schon unter der Gipfelhöhe des M o n t - B l a n c oder des M o n t e R o s a finden sich eine ganze Anzahl von Stoffen, die besonders schädigend auf den Organismus einwirken. Vor allem sind es Oxyde des S t i c k s t o f f e s, Ozon, Wasserstoffsuperoxid und Ammoniumnitrat. Eingeatmet können sie zu Gesundheitsstörungen Anlaß geben und nach Angelis Annahme sind sie es, welche die Bergkrankheit verursachen. Zur Klärun[illegible] einem kleinen Laboratorium auf dem Monte Rosa in 4600 Meter Höhe genaue chemische Untersuchungen angestellt. Dabei zeigte es sich, daß die Stickstoffoxyde und das Ammoniumnitrat aus der Zersetzung einer besonderen chemischen Verbindung, dem N i t o s y l stammen, das in seiner Giftigkeit der Blausäure nahesteht. E. S.

Ein Fisch als Bekämpfer der Malaria. Die Malaria ist als eine jener Krankheiten erkannt worden, deren Erreger durch den Stich von Mücken übertragen werden. Diese Mücken, mit der gewöhnlichen bei uns heimischen Stechmücke nahe verwandt, sind durch ihre, im Wasser lebenden Larven auf sumpfige, von Tümpeln durchsetzte Gegenden angewiesen. In jenen Gegenden nun, wo die Malaria infolge der starken Verbreitung der Fiebermücken heimisch ist, lebt ein kleiner, mit unseren Stichlingen nahe verwandter Fisch, dessen Hauptnahrung aus diesen schädlichen Mücken besteht. Sein Tagesbedarf soll annähernd ein Pfund betragen. Vor längerer Zeit ist in Frankreich, England und Italien der Versuch gemacht worden,